

fahrtsstaatlicher Aufgabenfelder verstanden, eine sehr rege Publikationstätigkeit mit vielfältigem ehrenamtlichen Wirken in der Caritas zu verbinden und so ihre Kontakte für eine Vernetzung diverser wohlfahrtspolitischer und -praktischer Ansätze zu nutzen.

Webers Arbeiten blieben bis heute fast vollständig verborgen. Ob es sich um die neueren Arbeiten von Gatz (Geschichte des kirchlichen Lebens, Bd. 5, 1997) oder um die zum einhundertjährigen Jubiläum des Deutschen Caritasverbandes erarbeiteten Bibliographien (Reiniger 1996; Schlenker u. Reininger 1995) handelt – Weber wird entweder überhaupt nicht oder nur am Rande berücksichtigt. Insoweit schließt diese Arbeit eine wichtige Lücke in der Erforschung der wissenschaftlichen Anregung und Reflexion der Caritas in Deutschland.

Die Arbeit umfaßt zum einen eine sehr gründliche und geradezu minutiöse Darstellung des Lebensweges von Heinrich Weber und zum anderen eine ebenso detaillierte Aufbereitung des wissenschaftlich-publizistischen Werkes. Die Bedeutung Webers erschließt sich dem Leser – dies ist auch eine Schwierigkeit des zweiten Teils der vorliegenden Arbeit – erst im Kontext einer weiteren Beschäftigung mit der Entwicklungsgeschichte der Caritas einerseits und der „Caritaswissenschaft“ und christlichen Gesellschaftslehre/Sozialwissenschaft andererseits. Webers

Arbeiten zeigen einen typischen Grenzgänger zwischen Sozialethik und Sozialwissenschaften, zwischen Theorie und praktischer Mitwirkung an der wohlfahrtspflegerischen Gestaltung der Gesellschaft. Er greift die unterschiedlichsten Fragestellungen auf, sucht zu verknüpfen, gemeinsame Linien herauszuarbeiten, Gestaltungsanregungen zu geben.

Auch ohne das besondere Lebensschicksal – Weber wurde während der nationalsozialistischen Herrschaft 1935 nach Breslau zwangsversetzt, von dort 1945 evakuiert und starb 1946 in Münster und deshalb kam eine geplante mehrbändige Gesamtschau der Grundsätze, Entwicklungslinien und Arbeitsfelder der Caritas nicht zustande – hätte es wohl deutlich an einer Kongruenz seiner diversen wissenschaftlichen Arbeiten gemangelt, deren Qualität wohl eher in der Zusammenführung von Perspektiven denn in einem konsistenten Lehrgebäude bestand. So weist ihn die sehr verdienstvolle Arbeit von Hermanns eher als einen reflektierenden und zugleich praktisch engagierten Wegbegleiter des Deutschen Caritasverbandes aus, insbesondere in der schwierigen Zeit zwischen 1933 und 1945. Aus diesem Grund ist die vorliegende Studie, die mit einem Anhang ausgewählter Dokumente und einer Bibliographie versehen ist, auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Wohlfahrtspflege, insbesondere der Caritas.

Bruno W. Nikles

## Kirchengeschichte

RABE, Carsten: *Alma Mater Leopoldina*. Kolleg und Universität der Jesuiten in Breslau 1638–1811. Köln: Böhlau 1999. 605 S. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte. 7.) Kart. 144,-.

Mit Recht stellt der Autor eingangs fest, die schlesische, preußisch-protestantisch orientierte Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts habe für die Vorgängerin der Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität „nur wenige und herablassende Worte übrig“ gehabt (7). Dem schafft das vorliegende Werk Abhilfe. Viele Dokumente, einige früher noch zitiert, sind verlorengegangen. Doch die politische Wende führte dazu, daß in Prag und Breslau noch manches zu entdecken war. Dazu war allerdings viel Fleiß nötig. Die

Ausbeute war so reichlich, daß der Autor zu dem schon umfangreichen Anhang ein „Quellenbuch der Universität Breslau“ ankündigt (5).

Die Gründung der Jesuitenuniversität in Breslau nahm einen dramatischen Verlauf. Breslau war fast ganz protestantisch geworden. Der protestantische Rat der Stadt hatte das Kirchenregime weitgehend in seiner Hand. In Wien gewannen die Jesuiten an Einfluß. Die Wiener Regierung engagierte sich für die Gegenreformation – wenigstens ideell. In Breslau befürchtete man Schlimmes. Der Bischof, auf der Dominsel recht isoliert, wollte eine Universität in Neisse. Andere Orden in ihren fast leeren Klöstern und zum Teil heruntergekommen, fürchteten um ihren Besitz-



stand. Der Rat der Stadt sandte Bittschriften und Abordnungen nach Wien. Da hieß es, Breslau sei eine Handelsstadt. Studenten brächten Unruhen und Streitigkeiten. Wie solle man sie unterbringen? Außerdem würden bei einer Jesuitenuniversität eine juristische und eine medizinische Fakultät fehlen. Dabei blockierte später gerade der Rat der Stadt den Ausbau zu einer Volluniversität. So kam es erst 1702 zur Gründung. Wenige Jahrzehnte später wurde Schlesien preußisch.

Friedrich II. hatte 1722 von seinem Vater die Anweisung erhalten: „Jesuwitter müsset Ihr in eure Lender nicht dulden“ (236). Voltaire und andere französische Freunde bestärkten ihn darin. Aber der König sah Jesuiten als nützlich an. Sie leiteten in Schlesien zahlreiche Schulen. Im und nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–63) sah er jedoch alle Katholiken als Sympathisanten Österreichs an. Sogar eine Ausweisung der Jesuiten wurde vorbereitet.

Eine neuerliche Wende kam mit der Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. Friedrich II. veröffentlichte das Dekret nicht und verhinderte so seine Durchführung. Auch der amtierende Weihbischof erreichte nichts. (Der Bischof hielt sich im österreichischen Teil seiner Diözese auf, weil er sich offen auf die Seite Maria Theresias geschlagen hatte.) Friedrich hatte in Unkenntnis der kirchenrechtlichen Lage sogar den Plan, in Schlesien einen neuen Ordensgeneral wählen zu lassen. 1776 einigte er sich mit dem Nachfolgerpapst. Die Jesuiten wurden Diözesanpriester und bildeten eine „Gemeinschaft der Priester des königlichen Schuleninstituts“. Ihm konnten sich andere Priester und Laien anschließen.

Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Vereinigung der Breslauer Universität mit der von Frankfurt an der Oder. Der Autor zeigt auf, daß die vereinfachende Behauptung, nur Breslau habe dadurch gewonnen, nicht stimmt.

Rabe legt die Dramatik dieser Jahrzehnte akribisch dar. Man wäre in den Einzelheiten verloren, würde er nicht immer wieder die große Linie in Zusammenfassungen aufweisen. Auch alles Negative kommt zur Sprache: die dauernden Klagen über das viele Diktieren, noch dazu in Latein, die vielen vergeblichen Reformversuche. Scholastik stand gegen Aufklärung. Zum Schluß

werden die Ergebnisse auch in polnisch und englisch vorgelegt. Als Fazit läßt sich sagen: Dies ist keine Jubelgeschichte, aber auch Herablassung ist fehl am Platz. *Wolfgang Hoffmann SJ*

ELIZONDO, Virgilio: *Unsere Liebe Frau von Guadalupe*. Evangelium für eine neue Welt. Luzern: Exodus 1999. 158 S. Kart. 29,-.

Zehn Jahre nach der zerstörerischen Eroberung der aztekischen Hauptstadt trug sich am Nordrand der Hochtals von Mexiko ein erstaunliches Ereignis zu, in dem viele Gebildete nicht viel mehr sehen als den Beginn der wohl bekanntesten Facette der mexikanischen Folklore: Beim Sonnenaufgang des 12. Dezember 1531 erschien einem missionierten Indio aus der Unterschicht auf dem Hügel Tepeyac eine schöne, dunkelhäutige, schwangere Frau mit mestizischen Zügen und bat ihn freundlich, den Bischof aufzufordern, er möge ihr hier ein Heiligtum errichten. Im sogenannten „Nican Mopohua“ wurde wenig später auf Nahuatl die ganze Geschichte aufgezeichnet, in der der mißtrauische Bischof ein die Erscheinung beglaubigendes Zeichen verlangt, welches ihm schließlich in Gestalt eines Rosenstraußes und des auf dem Mantel des Juan Diego auftauchenden Bildnis der Jungfrau zuteil und sogleich danach durch eine Krankenheilung bestätigt wird.

Virgil Elizondo, nordamerikanischer Theologe lateinamerikanischer Abstammung, legt in seinem faszinierenden Buch den ursprünglichen Charakter der Erscheinung vom Tepeyac und seine Tragweite als erste amerikanische theologische Reflexion frei, die so oft durch kirchliche und staatliche Domestizierung und durch Kitsch und Kommerz verschüttet worden ist. Sein aus eigener religiöser Erfahrung geborener Text liest sich wie eine Meditation, wenngleich er sich ausgiebig auf das vorhandene historische und ethnologische Schrifttum stützt (wobei allerdings die anhaltende Polemik hinsichtlich der historischen Existenz des indianischen Visionärs Juan Diego unerwähnt bleibt).

In seinem ausführlichen Kommentar zur Erzählung von der Erscheinung der Frau, die von Juan Diego als Gottesmutter erkannt wird, zeigt er, wie hier das Evangelium erstmals vor dem Hintergrund einer der damals bedeutendsten,